

SOLIDARITÄT

Dietmar Süß | Cornelius Torp

SOLIDARITÄT

Vom 19. Jahrhundert
bis zur Corona-Krise



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0622-2

Copyright © 2021 by
Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlag: Petra Böhner, Köln
unter Verwendung von »Populus Abstract: Perspectrum«
von Craig Alan (www.craigalanart.com), exklusiv bei Deljou Art Group.

Satz: Rohtext, Bonn

Druck und Verarbeitung: CPI books, Leck

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2021

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

Inhalt

1. Die vielen Sprachen der Solidarität	7
2. Die Arbeiterbewegung im »langen« 19. Jahrhundert und die Anfänge der Solidarität	25
3. Solidarität im Zeitalter der Extreme (1918–1945)	47
4. Protestieren, konsumieren, helfen – neue und alte Formen solidarischer Praxis nach 1945	77
5. Solidarität, Wohlfahrtsstaat und Fluchtmigration	113
6. Europäische und globale Solidaritäten im späten 20. und im 21. Jahrhundert	145
7. Bilanz	175
Dank	191
Auswahlbibliografie	193
Anmerkungen	197
Autoren	215

1. Die vielen Sprachen der Solidarität

Sehnsuchtsort, moralischer Appell, Kitt der Gesellschaft: Von Solidarität ist in den Zeiten der Pandemiebekämpfung beinahe unablässig die Rede. Mal ist sie moralischer Imperativ, mal umschreibt sie euphorisch die vielen kleinen Formen nachbarschaftlicher Hilfe im Ausnahmezustand des Lockdowns. Und selbst die Einhaltung der Hygieneregeln und das Abstandhalten zum Nächsten gelten inzwischen als Akt der Solidarität. Das ist vielleicht eine der eigentümlichsten Wendungen eines Begriffes, der mit der Geschichte der modernen Gesellschaft untrennbar verbunden ist.

Viele ahnen und erleben am eigenen Leib, dass sich derzeit alte Ungleichheiten verstärken und neue entstehen und dass Solidarität etwas kostet – ob es sich nun um die Beschränkung der eigenen Mobilität, den ausgefallenen Sommerurlaub oder die milliardenschweren Hilfen für in finanzielle Schieflage geratene Unternehmen oder überschuldete EU-Staaten handelt. Wer hat hier Anrecht auf welches Maß an Solidarität, und welche Schultern sollen die solidarische Hilfeleistung tragen? Der Kampf um die »richtige« Solidarität entzündet sich an den Grundfragen der Krisenbewältigung, die noch über Jahre andauern wird. Dabei geht es nicht nur um die Folgen der Corona-Krise für das im Vergleich zu manch anderem Land noch einigermaßen glimpflich davongekommene Deutschland, sondern auch um die sozialen, ökonomischen und politischen Kosten der durch sie verursachten globalen Verwerfungen, um die Beziehungen zwischen Ost und West, Nord und Süd – innerhalb Europas und darüber hinaus.

Der gegenwärtige Solidaritätshype steht im Widerspruch zur großen Geschichte der »Entsolidarisierung«, als die das letzte halbe Jahrhun-

dert vielfach erzählt worden ist. Der Siegeszug neoliberaler Ideen seit den 1970er-Jahren, die immer wieder diagnostizierte gesellschaftliche Individualisierung, der Zusammenbruch des »real existierenden« Staatssozialismus mit seiner erdrückend hohlen Solidaritätspropaganda und die Transformation der Sozialdemokratien und der christdemokratischen Parteien in ganz Europa – all das legte den Schluss nahe, dass sich Vorstellungen von Solidarität verschoben haben.

Was wir unter Solidarität verstehen

Unser Buch will dem schwierigen Begriff der »Solidarität« schärfere historische Konturen verleihen, und das heißt vor allem: sich mit seinen Widersprüchen und Fallstricken beschäftigen. Was ist das eigentlich genau: Solidarität? Ist sie schon da, wenn Steuerzahler den Solidarausschlag bezahlen oder Klimaproteste auf Twitter *gelikt* werden? Erleben wir sie am 1. Mai, dem traditionellen Kampftag der Arbeiterbewegung? Die Solidarität hat in den letzten knapp 200 Jahren eine bemerkenswerte Karriere gemacht; ein großes Wort, eng verknüpft mit leidenschaftlichen Gefühlen und großen Träumen. Viele berufen sich auf sie, und schon lange sind das nicht mehr nur klassenbewusste Arbeiter, engagierte Feministinnen oder Anti-Rassismus-Aktivisten. Beinahe alle Parteien sprechen von Solidarität. Der am Beginn des 19. Jahrhunderts noch so randständige Begriff hat einen erstaunlichen Siegeszug hinter sich. Doch zuweilen kann man sich auch zu Tode besiegen. Die Solidarität hat ihren ursprünglichen politischen Bezugsraum jedenfalls so weit überschritten, dass inzwischen selbst völkisch-nationalistische Trommler von »Solidarität« sprechen, wenn sie ihre Hassparolen ausspucken.

Unsere Geschichte der Solidarität nimmt ihren Ausgangspunkt in Deutschland und Europa. Vieles werden wir nur streifen können, einiges gar nicht behandeln, manchen Akzent sehr subjektiv setzen. Die Probleme sind damit aber nicht gelöst, denn sie liegen bereits im Begriff und seinen unterschiedlichen Verwendungsweisen. Über Solidarität zu sprechen kann sehr Verschiedenes bedeuten: Viele sehen

in ihr die Idee einer allgemeinen menschlichen Verbundenheit, eine »Brüderlichkeit«, auf die wir uns alle als Menschen beziehen und aus der heraus sich gegenseitige Hilfe ableiten lässt. Solidarität kann auch als soziale Integrationskraft von Gesellschaften oder Nationen verstanden werden. Wir sprechen von Solidarität im Zusammenhang mit der Legitimation des Wohlfahrtsstaates, an den wir die Leistungen für jene Menschen delegiert haben, die sich in besonderen Lebenssituationen wie Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Alter befinden und die daher einen allgemein anerkannten Anspruch auf gesellschaftliche Unterstützung besitzen. Und schließlich wird Solidarität – als Kampfbegriff – gebraucht, wenn sich Individuen zusammenschließen, um ihre Interessen durchzusetzen, für kollektive Ziele streiten und aus ihrer Sicht verletzte Rechte einfordern. In der Geschichte der Arbeiterbewegung galt Solidarität als Ausdruck eines gemeinsam erlittenen klassenspezifischen Schicksals, aus dem heraus sich dann der Kampf für die gemeinsame proletarische Sache ergeben sollte. Dabei sprachen männliche Arbeiter über ihren Kampf – und ließen die Erfahrungen von Frauen gerne unter den Tisch fallen. Die Geschichte der Solidarität – das wird gerne vergessen – erzählt deshalb auch etwas über Frauen und Männer, über geschlechtsspezifische Rollenzuweisungen und ihre Veränderungen im Laufe des 20. Jahrhunderts.

In den unterschiedlichen Verwendungen des Solidaritätsbegriffs spiegeln sich nicht nur verschiedene historische Kontexte und normative Begründungen wider. Sie deuten auch auf zwei strukturelle Probleme hin, die der Begriff Solidarität mit sich herumschleppt: Erstens ist er sowohl politischer Kampfbegriff als auch eine Kategorie wissenschaftlicher Beschreibung. Formen des gemeinsamen Handelns mögen daher von der historischen Forschung als Solidarität beschrieben werden, ohne dass diese Bezeichnung den Handelnden in den Sinn gekommen wäre. Genauso ist es möglich, dass Aktivisten und Aktivistinnen für sich reklamieren, solidarisch zu handeln, dieses aus wissenschaftlicher Perspektive aber zweifelhaft erscheint. Zweitens wird der Solidaritätsbegriff gebraucht, um unterschiedliche Bereiche gesellschaftlichen Lebens zu beschreiben: Mal bezeichnet er einen Hand-

lungstypus, mal eine Wertidee, mal einen Modus gesellschaftlicher Integration. Die meisten wissenschaftlichen Solidaritätsdefinitionen verstehen Solidarität als einen individuellen oder kollektiven Akt der Unterstützung für andere, dessen Impuls ein Gefühl der Verbundenheit ist. Als konstitutiv gilt dabei regelmäßig die Orientierung an altruistischen Vorstellungen und am Gemeinwohl als handlungsleitende Motivation.

Ein auf diese Weise begründetes Verständnis von Solidarität tut sich freilich schwer, beispielsweise die geltenden Solidaritätszumutungen zu vermitteln, die etwa der Wohlfahrtsstaat mit sich bringt. Charakteristisch für den Sozialstaat ist ja gerade der Rechtsanspruch auf Sozialleistungen, der ohne altruistische Motive auf der Seite der Steuer- und Beitragszahler auskommt. Wir wollen versuchen, den beiden skizzierten Problemlagen gerecht zu werden, indem wir zum einen auf die Sprache der Zeitgenossen und ihre Verwendung des Solidaritätsbegriffs achten. Eine Verschiebung der Begriffsbedeutung oder dessen zunehmender Gebrauch dort, wo früher von Wohltätigkeit die Rede war, sollte Anlass sein zu fragen, was dieser Wandel zu bedeuten hat und wie er zu erklären ist. Zum anderen wollen wir nicht eine der Ebenen historischer Beobachtung privilegieren, sondern sie miteinander verbinden.

Es lassen sich zwei Dimensionen voneinander unterscheiden, die durch den Bezug auf Solidarnormen miteinander verklammert sind:¹ Auf der einen Seite können wir Solidarität auf der Ebene der Akteure antreffen, wenn jemand anderen Hilfe leistet oder sie unterstützt und dazu durch eine »subjektiv akzeptierte Verpflichtung oder ein Wertideal« motiviert wird.² Dabei soll es tatsächlich um aktives Handeln und nicht nur darum gehen, dass jemand sein Mitgefühl durch betretenes Schweigen zum Ausdruck bringt. Entscheidendes Gewicht kommt der Solidarnorm als Handlungsantrieb zu, der empirisch besonders deutlich zutage tritt, wenn eine egoistische Verfolgung des Eigeninteresses ein anderes Handeln nahegelegt hätte. Auf der anderen Seite manifestiert sich Solidarität auf der Ebene sozialer Systeme – von der Kleingruppe bis zur gesamten Gesellschaft – darin, dass bestimmte

Solidarnormen weithin oder vollständig Geltung beanspruchen können. Solidarität definiert sich mithin dadurch, dass die Individuen ihr Handeln mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit an Letzteren ausrichten. Dabei muss die Orientierung der handelnden Akteure an Solidarnormen nicht unbedingt auf intrinsischen Motiven, sondern kann ebenso gut auf Zwang oder der Erwartung negativer Sanktionen beruhen. Der Wohlfahrtsstaat als »institutionalisierte Solidarität« ist nicht darauf angewiesen, dass jeder einzelne Sozialamtsmitarbeiter oder jede Steuerbürgerin aus tiefster solidarischer Überzeugung handelt; in der Regel ist die Geltung der sozialpolitischen Solidarnorm durch staatliche Zwangsabgaben und rechtliche Vorschriften abgesichert.

Will man den Solidaritätsbegriff einigermaßen trennscharf gebrauchen, liegt es nahe, ihn zunächst nicht universalistisch zu fassen. Solidarität ist eine partikulare Norm. In der Regel bezieht sie sich auf eine bestimmte Gruppe von Menschen, die etwas gemeinsam haben: einen Beruf, eine religiöse oder politische Überzeugung, die Nationalität oder Hautfarbe – wie sehr es sich bei dieser Gemeinsamkeit um eine soziale Konstruktion handelt, spielt gar keine Rolle. Der Inklusionswirkung, die mit der Solidarität verbunden ist, entspricht dabei stets eine exklusive Seite: Jene, die nicht zur Gemeinschaft gerechnet werden, kommen nicht in den Genuss der Solidarität. Solidarität ist daher etwas anderes als Altruismus oder allgemeine Menschenliebe. Und dennoch kann im Partikularen stets auch etwas Universelles liegen – und zwar dann, wenn die partikulare Bezugsgruppe der Solidarität prinzipiell erweiterungsfähig und das Ziel solidarischen Handelns potenziell universalisierbar ist. In diesem Fall besteht die Möglichkeit, dass der imaginierte Rahmen des solidarischen Handelns die ursprünglich gesetzten Grenzen überwindet – etwa dann, wenn bei den handelnden Akteuren die Einsicht wächst, dass sich die Folgen einer Pandemie oder des Klimawandels kaum durch nationale Alleingänge bewältigen lassen. Eine »völkische Solidarität« hat für solch eine kosmopolitische Perspektive keinen Sinn.

Schwierig ist die Frage zu entscheiden, ob solidarisches Handeln immer eine wechselseitige Dimension haben muss oder ob es auch

einseitig angelegt sein kann. Um Solidarität klar von humanitärer Hilfe und Wohltätigkeit abgrenzen zu können, wird zumeist auf ihre Reziprozität, ihre Wechselseitigkeit, verwiesen. In der Theorie mag dies recht einfach sein: In der Solidarität steht die gegenseitige Verbundenheit, die zumindest tendenziell geteilte Erwartung gegenseitiger Hilfe im Mittelpunkt, nicht so sehr ein altruistisches Motiv, keine *Caritas* oder paternalistische Fürsorge. Die gefühlte Wechselseitigkeit macht aus einem wie auch immer motivierten Unterstützungshandeln ein solidarisches – und eine soziale Beziehung, die auf Geben und Nehmen basiert. Solidarität wird als Zusammenhalt unter Gleichen begriffen, während Wohltätigkeit Unterstützer und Unterstützte immer in eine hierarchische Relation bringt. Soweit die Theorie.

In der Praxis und einer längeren historischen Rückschau ist, wie wir zu zeigen hoffen, die Unterscheidung deutlich schwieriger. Sichtbar werden dann die Spannungen und Widersprüche der Solidarität: die längerfristigen Prozesse ihrer Verrechtlichung, Entgrenzung und Pluralisierung und ebenso die vielgestaltigen Anerkennungskämpfe in modernen Gesellschaften, in denen um das »Wir« und die »Anderen«, um nationale, ethnische, soziale und geschlechtsspezifische Grenzen gerungen wird.

Der Begriff und seine Geschichte

Im Begriff der Solidarität spiegeln sich sehr unterschiedliche historische Erfahrungen. Seine Geschichte ist untrennbar mit der Annahme verbunden, dass nicht nur Nachbarn, Freunde und Familie, sondern in modernen Gesellschaften alle Menschen »durch ein universelles Band der Zivilität«³ miteinander verbunden seien. Eine solche Vorstellung, die sich im Nachgang der Französischen Revolution mit dem Begriff der Solidarität verband, war tatsächlich neu und keineswegs selbstverständlich. Denn ihren Ursprung hatte die »Solidarität« in der *Obligatio in Solidum* des römischen Rechts. Dort beschrieb Solidarität eine spezifische Form der Haftung, bei der jeder Einzelne, der zu einer Gruppe von Schuldnern gehörte, für die Gesamtsumme mithaftete. Die »drei

Musketiere« von Alexandre Dumas hätten gesagt: »Alle für einen – einer für alle«. Dumas veröffentlichte seine Abenteuergeschichte 1844 Kapitel für Kapitel in einer französischen Zeitung, und es war just in dieser Zeit, als sich der Begriff der »Solidarität« in seinem öffentlichen Verwendungsgebrauch und der politischen Analyse zu wandeln begann. Die drei Musketiere bezogen ihre Solidarität ganz auf ihre kleine Gruppe, auf die Freundschaft von Athos, Porthos und Aramis mit d'Artagnan, und meinten damit ihre wechselseitige Verantwortung. Zeitgleich gab es gerade bei den antirepublikanischen Gegnern der Revolution den Versuch, den Begriff der »Solidarität« für die Herstellung oder Wiedergewinnung einer »natürlichen«, gottgegebenen Ordnung zu gebrauchen – und die revolutionären Veränderungen gewissermaßen als Bruch, als einen Verlust von »Solidarität« zu deuten.

Seinen Siegeszug sollte der Solidaritätsbegriff von Frankreich aus antreten, aber keineswegs in dem Sinne, wie ihn die postrevolutionären Kritiker immer wieder gebrauchten.⁴ Es war vor allem der Journalist und Buchdrucker Pierre Leroux, einer der einflussreichsten frühsozialistischen Philosophen und Publizisten des 19. Jahrhunderts, der dem Begriff der Solidarität eine eigenständige Richtung gab. Leroux, von Louis Bonaparte ins Exil getrieben, rang um eine Antwort auf die Pauperisierung der französischen Bauern und Arbeiter durch die Industrialisierung – und entwarf dafür ein Gedankengebäude, in dessen Zentrum die »Solidarität« stand; so radikal und so strittig, auch wegen seiner antijüdischen Ressentiments, dass es schon zeitgenössisch heftig debattiert wurde. Seine Diagnose: Um das Erbe der Revolution zu retten, müssten die gewachsenen sozialen Ungleichheiten beseitigt werden und die Menschen die Möglichkeiten erhalten, sich als freie und selbstbestimmte Individuen zu entwickeln. Die Gesellschaft sei keineswegs Resultat eines Vertrages à la Rousseau oder Hobbes, eines *Contrat social*; vielmehr seien die Menschen von Anfang an füreinander geschaffen und durch ein gemeinsames Band miteinander verbunden. Das Bewusstsein dieser nicht hintergehbaren Verbundenheit der Menschen, der *Solidarité humaine*, war für Leroux die unabdingbare Voraussetzung dafür, den Einzelnen aus seinen alten Zwängen zu be-

freien und aus Empfängern milder paternalistischer Gaben freie und gleiche Menschen zu machen.

Leroux's Arbeiten waren für die Geschichte des Solidaritätsbegriffs von weitreichender Wirkung und fanden seit Mitte des 19. Jahrhunderts rasche Verbreitung. Wenn die frühe europäische Arbeiterbewegung begann, diesen Begriff zu benutzen, versuchte sie sich damit von den in ihren Augen christlich-patriarchalisch kontaminierten Ideen der »Güte« und »Barmherzigkeit« abzugrenzen. Ihre Solidarität war eine andere, Teil einer Idee von Würde und Anerkennung, die ihnen die Herrschenden vorenthielten und die es zu erkämpfen galt. Bisweilen klang da noch etwas von der ursprünglichen juristischen Bedeutung des Wortes mit – jemandem etwas schulden und haftbar sein – nicht im rechtlichen Sinn, wohl aber moralisch.

Ferdinand Lassalle hatte in seinem »Arbeiterprogramm« aus dem Jahr 1862 von der »*Solidarität der Interessen*« gesprochen, die in einem »sittlich geordneten Gemeinwesen« die bürgerliche Idee der persönlichen Freiheit notwendig flankieren müsse, damit »*die Gemeinsamkeit und die Gegenseitigkeit in der [gesellschaftlichen] Entwicklung*« an die Stelle der Ausbeutung durch wenige trete.⁵ Das Ancien Régime, so fasste Lassalle zwei Jahre später sein Geschichtsbild zusammen, habe die menschliche »*Solidarität [...] in der Gebundenheit oder Unterwerfung*« gesucht. Die Französische Revolution und das durch sie eingeläutete bürgerliche Zeitalter dagegen habe die »*Freiheit in der Auflösung aller Solidarität und Gemeinsamkeit*« gesucht. Doch sei »*Freiheit ohne Gemeinsamkeit [...] Willkür*«. Daher strebten die »neue [...] Zeit« und die Arbeiterbewegung nach »*Solidarität in der Freiheit*«. Es sollte allerdings dauern, bis der Begriff der Solidarität Eingang fand in die Ideenwelt der Sozialdemokratie, selbst wenn Wilhelm Liebknecht, einer ihrer Gründungsväter, sie 1871 zum »höchste[n] Kultur- und Moralbegriff« erkor, über den die sozialistische Bewegung verfüge.⁷

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts jedoch gehörte »Solidarität« für immer mehr Anhänger der Arbeiterbewegung zu den sie leitenden Wertideen, mit denen sie nicht nur die neue Form ihrer wechselseitigen Bindung zu beschreiben versuchten, sondern auch den wider-

ständigen Kern eines Verhaltensmusters meinten, der sie von den besitzenden Klassen unterscheiden sollte. Wohin diese solidarische Zukunft der Unterdrückten führen konnte, ließ sich an Walter Cranes berühmt gewordener Illustration aus dem Jahr 1890 erkennen. Der britische Künstler, selbst Anhänger der sozialistischen Bewegung, entwarf in seinem vielfach reproduzierten Holzschnitt das Bild einer neuen Weltgesellschaft. Der Geist der Solidarität ließ darin die (ausschließlich männlichen) Arbeiter aus allen Kontinenten, aus Europa und Amerika genauso wie aus Asien und Afrika, gemeinsam friedlich um den Globus tanzen, geschützt von einem (weiblichen) Engel der Freiheit. Solidarität war hier nicht an Grenzen gebunden; sie verband Arbeiter aus allen Nationen und Erdteilen – allerdings waren es nur männliche Arbeiter, die hier tanzten, keine Frauen, keine Hausmädchen oder Näherinnen. So wie die frühe Arbeiterbewegung sie dachte, basierte Solidarität auf der Erfahrung gemeinsamer Abhängigkeiten, schuf auf besondere Weise neue soziale Beziehungen und veränderte politische Räume.

Die Solidarität, da war sich der Münchner Revolutionär Kurt Eisner sicher, werde der »Baumeister einer ganz erhabenen Weltordnung« sein. 1908 versuchte er in einem Brief eine Freundin vom Klang dieses Wortes zu überzeugen, das so anders sei als die alten Begriffe Mitleid und Barmherzigkeit: Dies alles schmeckte für Eisner schal und abgestanden. Solidarität sei ein »kalte[s], stahlharte[s]« Wort, geglüht im »Ofen wissenschaftlichen Denkens. [...] Die Solidarität hat ihre Wiege im Kopf der Menschheit, nicht im Gefühl. Wissenschaft hat sie gesäugt, und in der großen Stadt, zwischen Schlöten und Straßenbahnen ist sie zur Schule gegangen. Noch hat sie ihre Lehrzeit nicht abgeschlossen. Ist sie aber reif geworden und allmächtig, dann wirst Du erkennen, wie in diesem harten Begriff das heiße Herz einer Welt von neuen Gefühlen und das Gefühl einer neuen Welt leidenschaftlich klopft.«⁸

Solidarität – das war für Eisner mehr als nur eine politische Kampfformel, die das neue Selbstbewusstsein der Arbeiterbewegung beschrieb. Solidarität war für ihn moralisches Maß und Utopie; sie erhielt ihren Wert aus der Erfahrung von Streiks und lebensweltlicher

Nähe. Sie speiste sich aus Erfahrungen, aus Niederlagen und gewonnenen Schlachten, aus täglicher Arbeit und dem Glauben an eine bessere Welt. Gleichzeitig war der Begriff Solidarität aber auch Teil einer wissenschaftlichen Suchbewegung, die darauf zielte, die Funktionsweise und den Wandel kapitalistischer, arbeitsteiliger Gesellschaft zu erklären. Mit seinem Hinweis auf den »Ofen wissenschaftlichen Denkens«, aus dem der Begriff entsprungen sei, verwies Eisner sicher auch auf den historischen Materialismus und den mit ihm verbundenen Fortschrittsglauben der Arbeiterbewegung. In der marxistischen Theorietradition war die Solidarität der Arbeiter das notwendige Ergebnis des entwickelten Kapitalismus, der ihre Lebensumstände zunehmend homogenisierte und ihnen die Ausbeutung durch die Bourgeoisie tagtäglich vor Augen führte.

Weit wichtiger für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Solidaritätskonzept, auf das Eisner anspielt, war jedoch im 19. Jahrhundert eine französische Theorietradition. Der Mathematiker und Philosoph Auguste Comte rückte hier als Erster den Solidaritätsbegriff – nicht normativ, sondern deskriptiv – in den Mittelpunkt, um den sozialen Zusammenhalt von Gesellschaften zu beschreiben. Besonders prägend war ein anderer Gründervater der neu entstehenden französischen Soziologie, Émile Durkheim, der in der Solidarität den zentralen Integrationsmechanismus moderner Gesellschaften sah. Mit diesem Begriff versuchte er zu erklären, durch welches Schmiermittel die neuen arbeitsteiligen Industriegesellschaften zusammenhielten. Was war an die Stelle der traditionellen Familienverbände, ihrer Ordnungsprinzipien und Moralvorstellungen getreten? Der Kapitalismus, so seine Annahme, zerstöre nicht nur eine alte, »mechanische«, »auf der Ähnlichkeit des Bewusstseins, auf der Gemeinsamkeit von Ideen und Gefühlen« beruhende Solidarität, sondern er schaffe auch ein neues Gefühl des Aufeinanderangewiesenseins.⁹ Diese »organische« Solidarität entstehe in dem Moment, wenn die Menschen merkten, dass die immer rascher voranschreitende Arbeitsteilung ihre gegenseitige Abhängigkeit verstärkte und sie – auf neue Weise – aneinandergebunden seien. Diese neue, sich ständig erweiternde »Ver-

dichtung der Gesellschaft im Lauf der historischen Entwicklung« mache es möglich, neue Verhaltensregeln zu etablieren, die wiederum durch ein neu geschaffenes Recht überwacht würden – ein Recht, dessen Legitimität nicht etwa auf einer göttlichen Ordnung, sondern auf den Erfahrungen und Erwartungen der Beteiligten basiere, die damit rechnen könnten, so behandelt zu werden, wie es ihrer Arbeitsleistung entspreche.¹⁰

Zunehmende Differenzierung und Individualisierung einerseits und wachsende Solidarität andererseits – das war der Clou der Theorie Durkheims – widersprachen sich mithin nicht, sondern bedingten einander. Er war davon überzeugt, die Anerkennung wechselseitiger Abhängigkeit lasse in den Menschen die Erkenntnis reifen, dass ein möglicher Schaden des anderen auch einen Verlust der eigenen Handlungsfähigkeit bedeutete. Das war ein recht optimistischer Ansatz, der ganz den fortschrittsgläubigen Geist der Zeit atmete und den Begriff der Solidarität ins Zentrum eines umfassenden sozialen Wandlungsprozesses moderner Gesellschaften stellte. Auch bei Durkheim klang jene neue Moralordnung an, die mit dem Begriff der Solidarität verbunden war. Aber als Analyseinstrument gesellschaftlicher Verhältnisse wollte er die Solidarität doch in einem anderen, weniger normativen Sinne verstanden wissen.

Ein anderer Strang der Ideenwelt des Solidaritätsbegriffs führt in das Umfeld der katholischen Soziallehre, die – bis hin zum gegenwärtigen Papst Franziskus – je nach Spielart und in unterschiedlicher Tonlage auf die Stärkung familiärer Bande und die Bändigung des Kapitalismus setzte. Die Aneignung durch das katholische Milieu stützte sich auf einen Strom an Ideen, der wiederum in Frankreich seine schwungvollste Ausprägung fand und dort unter dem Ausdruck *Solidarisme* firmierte. Der Solidarismus lässt sich als Versuch verstehen, Naturalismus und Idealismus miteinander zu versöhnen und einen eigenen, sozialreformerischen Akzent gegenüber dem vorherrschenden ökonomischen Laissez-faire einerseits und den weitergehenden sozialistischen Forderungen andererseits zu setzen. Für Charles Gide, einen seiner prominentesten Vertreter, stand am Anfang die Diagnose der

Solidarité fatale: der wachsenden Interdependenz in allen Bereichen der modernen Industriegesellschaft, die den Menschen zunehmend lebensweltlich bewusst wurde. Nicht nur um das immer dichtere Netz der »Eisenbahnen und [...] Telegraphen« ging es hier, sondern ebenso um »die internationale Konferenz zum Arbeiterschutz in Berlin« oder »die Influenza-Epidemie, die in diesem Winter innerhalb von 15 Tagen um die Welt ging«. ¹¹ Dieser *Solidarité fatale* als Tatsache der modernen Welt, so glaubte Gide, würde mehr und mehr eine *Solidarité libre*, eine von den Menschen aktiv bejahte Solidarität, zur Seite treten. In diese Richtung wirke nicht nur die wachsende Einsicht, dass angesichts der gestiegenen Abhängigkeit voneinander »jedes Gute, das einem anderen zufällt, zu unserem eigenen Wohl beiträgt, und daß alles Übel, das einem anderen zustößt, unser eigenes Übel werden kann«. ¹² Vielmehr war Gide überzeugt – und das war die hochgradig normative und fortschrittsoptimistische Seite des Solidarismus –, dass die Menschen auf die Dauer ein Solidaritätsgefühl im Sinne einer freiwilligen moralischen Verpflichtung zueinander ausbilden würden. Die Verkörperung dieser höchsten Form der Solidarität erblickte Gide in den sich im 19. Jahrhundert herausbildenden Konsumgenossenschaften, in denen er die Transformation der ungezügelter Marktwirtschaften angelegt sah.

Der Solidarismus sollte in Frankreich im 19. und frühen 20. Jahrhundert die sozialpolitische Agenda mitprägen; im zeitgenössischen Deutschland hingegen blieben diese Überlegungen, die sich links und rechts abzugrenzen versuchten, weitgehend folgenlos. Allein in der katholischen Soziallehre, allen voran um den Sozialphilosophen Heinrich Pesch, später dann auch bei Oswald von Nell-Breuning, fanden sie einen Widerhall. Der Solidarismus diente hier als Grundlage einer Kritik an Liberalismus und Kapitalismus und dachte eine Gesellschaft im katholischen Sinne, in der »die solidarische Verbundenheit jeder Gemeinschaft mit ihren Gliedern u. der Glieder mit ihrer Gemeinschaft zum beherrschenden Prinzip menschlichen Zusammenlebens« gemacht wurde. ¹³ Ein revolutionäres Programm war dieser Strang katholischer Soziallehre nicht, und doch ließ sich von hier aus die Sozial-

politik der Weimarer Republik ebenso begründen wie die sozialstaatliche Verfassung der Bonner Republik oder die Hilfe für Geflüchtete, um die es in diesem Buch auch gehen wird.

Die Geschichte des Solidaritätsbegriffs seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts ist durch eine ambivalente Entwicklung gekennzeichnet. Auf der einen Seite lässt sich feststellen, dass »die Rede von der Solidarität« in dieser Zeit »politisch und publizistisch einen erheblichen Siegeszug erlebte und in höchst unterschiedlichen Kontexten reüssieren« konnte.¹⁴ Selbst die völkische Rechte versuchte, diesen Begriff für sich zu besetzen. Auch Hitler verwendete ihn, wenngleich zurückhaltend und zumeist nur in den ersten Jahren des »Dritten Reiches«. Wenn, dann gab es für ihn, wie er das im September 1933 betonte, eine »Solidarität, die blutmäßig ewig begründet« sei, eine Form des Opfers für die »Volksgemeinschaft«.¹⁵ Mit einer Form wechselseitiger Beziehung auf Augenhöhe, mit gemeinsam geteilten Interessen hatte diese Vorstellung kaum etwas zu tun. Besser klang da schon der Begriff der »Kameradschaft«, in dem die Erfahrungen des Schützengrabens mit verschiedenen Ideen von »Gemeinschaft« verschmolzen und 1933 eine radikale, auch antisemitische Zuspitzung erfuhren.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gehörte der Solidaritätsbegriff weiterhin zum Kanon der Arbeiterbewegung; mehr denn je, könnte man sagen. In der deutschen Sozialdemokratie erlebte er seine erste programmatische Verankerung mit dem Godesberger Programm von 1959. Mit den Studentenprotesten der Jahre um 1968 nahm die Rede von der Solidarität – insbesondere unter Verweis auf die Unterstützung der Befreiungsbewegungen der »Dritten Welt« – einen rasanten Aufschwung. Und auch innerhalb der Kirchen war nun viel häufiger von der ungleich kritischer klingenden Solidarität als von Solidarismus die Rede. Auf der anderen Seite steht dieser anhaltenden und in den letzten Jahrzehnten noch einmal gewachsenen Popularität des Solidaritätsbegriffs in Politik und Öffentlichkeit kein auch nur annähernd gleichwertiges Bemühen um seine theoretische Durchdringung gegenüber. Die Solidarität stand da eher am Rand, als es um die großen Fragen der »Gerechtigkeit« ging. Das dürfte auch daran gele-

gen haben, dass es in den sozialphilosophischen Debatten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – sehr vereinfacht gesagt – stärker um die ethischen Pflichten autonomer Individuen und die Geltungskraft universeller Normen ging als um den Rückbezug auf einen Begriff der Solidarität, der üblicherweise als eine partikuläre Norm gefasst wurde, die sich aus der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe ergab.¹⁶ Erst in jüngerer Zeit lässt sich beobachten, dass auch die universelle Dimension von Solidarität (wieder) eine größere Berücksichtigung findet.¹⁷

Solidarität als historische Praxis

Eine Geschichte der Solidarität macht sich also auf eine weite Reise. Deutlich wird dabei, wie umkämpft die Solidarität stets war. Sie war immer Diagnose und Sehnsucht zugleich. Und doch ist die Geschichte des Begriffs und der Idee der Solidarität nur ein Teil ihrer Geschichte. Die Geschichte der Solidarität erschöpft sich weder im Wandel ihrer vorherrschenden Bedeutung in politischer Theorie und Moralphilosophie noch in der Nachzeichnung ihres Gebrauchs und Missbrauchs durch soziale Bewegungen, politische Parteien und Regime. Löst man sich von der Ebene der Begriffs- und Ideengeschichte und verwendet Solidarität als analytische Kategorie zur Beschreibung von Sozialbeziehungen, wird deutlich, dass Solidarität nie eine feste Größe war; sie existiert nicht einfach und muss nur gefunden werden. Was abstrakt klingt, hat doch einen einfachen Kern: Solidarität entsteht im Tun, im sozialen Handeln, oft getragen durch Akteurinnen und Akteure von unten, durch soziale Bewegungen, die darauf drängen, ihre missachteten Interessen und moralischen Rechte anzuerkennen.

Genau hier setzt unsere Geschichte der Solidarität an: Sie ist vor allem an historischen Ausprägungen von Solidarität als gesellschaftlicher Praxis interessiert, die erst im sozialen Handeln entstehen. Sie richtet ihren Blick primär auf jene sozialen Beziehungen, die versuchen, ein Band der gefühlten Nähe von Interessen und Überzeugungen durch gemeinsames Handeln herzustellen. Wir wollen besonders über

Formen der politischen Solidarität sprechen, die tendenziell über den eigenen Nahbereich hinausgehen und auf die Kritik von Machtasymmetrien sowie die Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse zielen. Es geht also nicht so sehr um innerfamiliäre Bindungen, sondern um Formen der Solidarität, die das Verhältnis zwischen dem »Wir« und den »Anderen« beständig neu konfigurieren.

Insofern erschöpft sich eine Geschichte der Solidarität gerade nicht in ihren begrifflichen Deutungskämpfen. Sie sind wichtig und werden uns immer wieder begleiten. Und doch liegt der besondere Reiz in ihrer praxeologischen Dimension, in der Frage also, wie die Beteiligten selbst Nähe und Empathie herzustellen versuchten, was sie dachten und fühlten, wenn sie sich für andere, für scheinbar Gleiche oder für Fremde engagierten. Solidarität konnte sich dabei in ganz unterschiedlichen Aktionen äußern. Streiken, protestieren, boykottieren, helfen und schützen, auf der Flucht verstecken, schreiben, sich organisieren, spenden oder in den digitalen Medien unterstützen – all das waren mögliche Formen solidarischen Handelns, die sich seit dem 19. Jahrhundert herausgebildet haben und bisweilen auch auf ältere Vorläufer zurückgreifen konnten. Solche Praktiken der Solidarität sollen hier im Mittelpunkt stehen. Denn sie geben eine Antwort auf die Frage, was Gesellschaften zusammenhielt, wie künftige Gesellschaften aussehen könnten und wo die Grenzen und Bruchlinien der Solidarität lagen und liegen – so wie im Streit um die Seenotrettung oder um den Umgang mit Geflüchteten und ihre Verteilung innerhalb Europas.

Ein Teil unserer Solidaritätsgeschichte führt uns zurück in die Gründungsphase des modernen Wohlfahrtsstaates und die Zeit der Etablierung sozialer Rechte, zum Kampf um Streikrecht und Koalitionsfreiheit, um die Reduzierung von Arbeitszeiten, den Ausbau sozialer Mindeststandards und des Gesundheitsschutzes. Hat der Sozialstaat mit seiner Institutionalisierung von Umverteilungsmechanismen die zivilgesellschaftlichen Solidarpraktiken gleichsam aufgesogen und bürokratisiert? Oder ist der Wohlfahrtsstaat am Ende nicht selbst auch Begründer neuer Solidarpraktiken und damit weniger Ausdruck einer »Krise« der Solidarität als eine mögliche Antwort? Der Sozialstaat

entstand als nationales Projekt und goss die Solidarität in Rechtsform. Mit der Zunahme globaler Fluchtmigration in den 1980er-Jahren gewann dabei eine Diskussion über die Zukunft der sozialen Sicherungssysteme an Fahrt, die eine vermeintliche Krise des Sozialstaates angesichts wachsender Zuwanderung beklagte. Die Frage beschäftigt uns bis heute: Wie weit reicht die Solidarität mit den »Fremden«? Und: Was ist das überhaupt: ein »Fremder«? Die Vorstellungen von Differenz, so werden wir zeigen, wandelten sich im Laufe des 20. und 21. Jahrhunderts. Die Aktualität solcher Fragen rund um die Solidarität ist kaum zu übersehen.

Eine Solidarität unter Gleichen – das war das hehre Motiv der alten Arbeitersolidarität. Der Blick auf die praktischen Formen der Hilfe und Unterstützung offenbart aber schnell, dass der Alltag der Solidarität nicht unbedingt immer hell leuchtet: Die Antwort auf die Frage, wer mit wem solidarisch ist, wer sich wem nahe fühlt, ergibt sich offenkundig nicht einfach von selbst. Und auf Augenhöhe sahen sich die Beteiligten auch nicht immer. Solidarbeziehungen sind vielfach durch ungleiche Machtverhältnisse geprägt, durch unterschiedliche soziale, ökonomische und kulturelle Ressourcen, die manche einbeziehen, andere dagegen bewusst oder unbewusst ausschließen. Dass auf Walter Cranes Holzstich nur männliche Arbeiter als Teil der großen solidarischen Zukunft abgebildet sind und die einzige Frau ein schwebender Engel, aber keine ausgebeutete Arbeiterin war, macht deutlich, dass solidarische Praktiken selbst Teile der eigenen Klasse ausschließen und geschlechtsspezifische und ethnische Hierarchien schaffen konnten.

Ähnliche Tendenzen der Hierarchisierung und der Exklusion lassen sich auch in der Geschichte der Hilfe und des Humanitarismus beobachten. Ohnehin ist es nicht ganz leicht, eine Geschichte der Solidarität von jener der großen Hilfsorganisationen wie des Roten Kreuzes, der UNICEF oder Oxfam sauberlich zu trennen. Sicher: Die großen humanitären Aktionen des 19. und 20. Jahrhunderts konzentrierten sich vornehmlich auf die »Opfer« von Katastrophen oder Kriegen – das begründete zumeist eine radikale Ungleichheit zwischen Hel-

fern und Empfängern der Hilfe. Im Begriff der Solidarität dagegen schwingt doch stärker die handelnde Eigenständigkeit der Beteiligten mit und auch ihre transformative Kraft. Für die Akteurinnen und Akteure jedoch waren und sind die Grenzen zwischen Solidarität und altruistischer Hilfe oft fließend, und auch für uns werden sie es sein.

Nimmt man den Grundimpuls der frühen Debatten um den Begriff der Solidarität seit dem 19. Jahrhunderts ernst, spricht vieles dafür, sowohl ihre transnationale Dimension als auch ihre dynamische, ja ihre beunruhigende, kämpferische Kraft in den Mittelpunkt zu stellen und von dort aus den Blick in unsere Gegenwart zu werfen. Ist es aus dieser Perspektive eigentlich zutreffend, dass sich Solidarität heute »nicht mehr im herrschaftlichen Gefälle von ›Geben und Nehmen‹« konstituiert, sondern »sich aktiv als *Solidaritäts-Partnerschaft*« versteht«?¹⁸ Eine Geschichte transnationaler Praktiken der Solidarität schärft unsere Aufmerksamkeit für die grenzüberschreitenden Dynamiken der Waren-, Kapital- und Menschenströme und die Entkopplung von Orts-, Zeit- und Produktionsverhältnissen unserer Gegenwart. Deutlich wird dabei – das scheint uns wichtig zu sein –, dass eine Geschichte der Solidarität und ihrer neuen sozialen Praktiken nach 1945 ganz wesentlich durch das Zusammenspiel von Dekolonisation und Expansion der Konsumgesellschaft bestimmt wurde, das Formen des kollektiven Protestes und der gegenseitigen Hilfe in einer dezentrierten Welt vermarktlichte und individualisierte. Paradoxerweise lagen aber gerade in solchen Prozessen neue Chancen der Vergemeinschaftung und der transnationalen Kooperation. Zugleich dürfte sich die Frage, was transnationale Solidarität angesichts des Klimawandels und globaler Ungleichheit ist oder sein kann, noch einmal neu stellen. Sowohl ein radikaler Egoismus der reichen Staaten des Nordens und ein gegen den globalen Süden gerichtetes Bündnis als auch ganz neue Formen globaler Solidarität scheinen hier denkbar. Insofern ist Vorsicht vor einer allzu glatten Geschichte der Solidarität geboten, davor, sie entweder so zu erzählen, als führe sie vom Dunkeln ins Licht einer neuen Geschwisterlichkeit, oder aber so, als gebe es sie gar nicht mehr und als sei sie ganz im neoliberalen Dschungel untergegangen. Was

wir also erzählen werden, ist nicht »die«, sondern lediglich »eine« von mehreren Geschichten der Solidarität – aber eine Geschichte, über die es sich in diesen schwierigen Zeiten vielleicht besonders nachzudenken lohnt.